

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellgeld.

**Redaktion:** Lauhaer Str. 19/21.  
**Telegramm-Adresse:** Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 2721.  
**Sprechstunde:** 6—7 Uhr abends.

**Inserate** werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu zahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgebundene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauhaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

## Tageskalender.

Die Siebenerkommission hat ihre Forderungen beschränkt. Wenn der bergbauliche Verein sie annimmt, ist der Streik beendet. (Siehe Der Kampf im Ruhrrevier.)

Im preussischen Landtage findet die zweite Lesung der Kanalvorlage statt. (Siehe Leitartikel.)

In Charleroi ist der Generalstreik beschlossen worden. (Siehe Der Kampf im Ruhrrevier.)

Der Vizekönig der englischen Admiralität hielt eine gegen die deutschen Flottenverstärkungen gerichtete Rede. (Siehe Politische Uebersicht.)

Die revolutionäre Bewegung in Rußland ist noch immer im Wachsen. (Siehe Die Revolution in Rußland.)

## Junkerpolitik.

\* Leipzig, 6. Februar.

Die preussische Staatsregierung beklagt sich gar sehr, daß die streikenden Bergarbeiter nicht sofort die Arbeit wieder aufnehmen, als sie von der gesetzgeberischen Aktion hören, die das preussische Ministerium zu ihren Gunsten plant. In der Tat war die absolute Ignorierung dieses „arbeiterfreundlichen“ Unternehmens seitens der Streikenden der schärfste Ausdruck des unbegrenzten Mißtrauens, das die Bergarbeiter befeelt, und so gern wir zugeben, daß für normale Menschen ein derartiges Mißtrauensvotum eine schwere Kränkung darstellen mag, um so mehr müssen wir bestreiten, daß preussische Minister deshalb zu irgendwelchen Lamentationen berechtigten Anlaß hätten. Es gibt kaum eine Periode in der gesamten preussischen Geschichte, wo die preussische Politik nicht von dem Mißtrauen der überwiegenden Mehrheit des Volkes begleitet gewesen wäre, und bisher befanden sich die preussischen Minister auch immer ganz wohl in dieser Situation. Für sie war die Politik nicht, wie Bismarck sagte, die Erreichung des Möglichen, sondern umgekehrt, die Erreichung des Unmöglichen mit Hilfe der Machtmittel des Staates. So haben sie denn ja auch das Unmögliche möglich gemacht, und die Junkerpolitik, die wirtschaftlich schon lange bankrott ist, als politisch herrschende Klasse in Preußen und damit im Reich erhalten. Die Forderungen der Arbeiter aber waren für diesen Vertrauensausfluß der preussischen Junker, genannt preussische Staatsregierung, niemals etwas anderes gewesen, als freche Annahmen der unbot-

mäßigen Kanaille, der man die Zwangsmittel des Staats nicht oft genug zu kosten geben könne. Je brutaler man die beschiedenen Ansprüche der Arbeiter zertrat, je ungenierter man die Diktatur des Junkertums proklamierte, desto mehr ließ sich dieses ehrwürdige Kollegium in den von ihr ausgehaltenen Zeitungen als „starke Regierung“ feiern. Und diese selbe Regierung beklagt sich jetzt über Mangel an Vertrauen bei denselben Arbeitern, für die sie bisher nur Weitschen und Skorpionen gehabt hat, beklagt sich, daß man ihr nicht dieselbe „Stärke“ im Kampfe gegen Kraut- und Schlotjunker zutraut, die sie bisher nur gegen die politisch fast wehrlosen Arbeiter bewiesen hat. Mit demselben Recht könnten die bewaffneten Horden Väterchens sich über mangelndes Vertrauen bei den Leuten beklagen, denen sie in fröhlicher Gai durch die Straßen Petersburgs Väter, Mütter und Kinder weggeknallt haben.

Es ist Pech für die preussische Regierung, daß in demselben Augenblick, wo sie um das Vertrauen der Arbeiter bettelt, sie selbst vor aller Welt eingestehen muß, daß sie dieses Vertrauens nicht würdig ist. Die Beratung der Kanalvorlage, die gerade jetzt im Berliner Abgeordnetenhaus die zweite Lesung passiert, ist der beste Beweis für die totale Unfähigkeit der preussischen Regierung, etwas gegen den Willen der Junkerbrut auszuführen. Hätte noch, wie einst, das „liberale Bürgertum“ die Majorität im Massenparlament, und würde sie es wagen, Regierungsvorlagen so verächtlich zu behandeln, wie jetzt die Junker es tun, das preussische Ministerium würde sich auch nicht einen Augenblick befinnen, unter Bruch der Verfassung und Verletzung der parlamentarischen Rechte seinen Willen durchzuführen, genau so wenig, wie sich Bismarck befinnen, als zu Beginn der sechziger Jahre dieser Fall wirklich vorlag. Gegen das Junkertum aber kann die preussische Regierung derart gar nicht vorgehen, nicht etwa weil sie in den Ketten der Junkerlippe wandelt, sondern weil sie selbst ein Stück Junkertum ist. Die Kanalvorlage dauert nunmehr sechs Jahre, aber in diesen sechs Jahren wurden dem Junkertum die schärfsten Waffen gegen die Kanalvorlage von Mitgliedern derselben preussischen Regierung gereicht, die diese Vorlage eingebracht hatte. Miquels Reden im Abgeordnetenhaus, nach deren Schluß die Junker höhniisch fragten, ob er für oder gegen den Kanal gesprochen habe, seine emsige Tätigkeit gegen das Kanalprojekt hinter den Kulissen, sein Wort von den Junkern, die Gel sein müßten, wenn sie für den Kanal stimmen wollten, der anonyme Feldzug, den sein Adjutant v. Jedlitz in den Spalten der Tagespresse gegen den Kanal organisierte, dies alles sind offenkundige Taten, die am besten beweisen, wer in Preußen regiert. Die Ueberzeugung, daß der König von Preußen persönlich hinter dieser Kanalvorlage stehe, verschaffte den Junkern bei ihren gerissenen Manövern einen ganz besonderen Genuß. Es

war ja nicht der erste König, dem sie ihren souveränen Willen aufgezwungen hatten. Und jetzt ist aus der Kanalvorlage glücklicherweise das Gegenteil von dem geworden, was sie ursprünglich war. 1899 war sie ein Plan, die Schiffsfahrtsverhältnisse des Westens zu regeln. Die Junker machten daraus einen Entwurf für die Verbesserung der Schiffsfahrtsverhältnisse im Osten. Ursprünglich sollte die Vorlage den Schiffsverkehr erleichtern. Durch die Schiffsfahrtsabgaben, die das Junkertum in die Vorlage hereinzuschmuggeln verstand, wird er erschwert werden. Auch das staatliche Schlepplimonopol, das ebenfalls als ein ganz neues Moment in die Vorlage gekommen ist, würde in der Hand der preussischen Regierung, d. h. der preussischen Junker, nur ein neues Hilfsmittel gegen den Handel werden. Durch hohe Tarife wäre man in der Lage, den Verkehr auf den Wassertwegen nur soweit zuzulassen, als es den Interessen unserer agrarischen Lebensmittelwucherer entspricht. Von dem ganzen Kanalprojekt selbst ist nur noch die Leiftrede bis Hannover übrig geblieben, und auch für sie wird sich schließlich eine Majorität im Landtage finden, so daß von dem ganzen ursprünglichen Projekt zu Gunsten des Verkehrs nur die Bestimmungen zu seinen Gunsten stehen blieben: das Schlepplimonopol und die Schiffsfahrtsabgaben. Das nennt man Junkerpolitik!

Gewiß, wir kennen die historischen und wirtschaftlichen Gründe der Junkerherrschaft in Preußen wie im Reich, und wir sind billig denkende Leute und bewilligen der preussischen Staatsregierung gern mildernde Umstände, wenn jene angenehme Klasse gar zu ungeniert mit ihr Schindluder treibt. Aber schließlich genießt jeder nur die Achtung, die er verdient, und die preussische Staatsregierung muß schon entschuldigen, wenn die Achtung der Bergarbeiter vor ihr nun einmal nicht größer ist, als die Achtung, die sie von seiten der Junker genießt.

## Der Kampf im Ruhrrevier.

Die „Untersuchungs-Protokolle“ der Rheinisch-Westfälischen Zeitung.

Die Herren vom Bergbaulichen Verein werden gut tun, sich nach einem anderen Sprachrohr umzusehen, denn ihre Rheinisch-Westfälische Zeitung darf für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, als das unzuverlässigste Blatt im Streikgebiet von aller Welt erkannt zu sein. Hat das Zechenorgan durch seine Tatarennachrichten über „Pravalle“ selbst Dementis der Polizeibehörden und Zurückweisung seitens Regierungsvertreter im Reichstage erzielt, so wird die Veröffentlichung der sogenannten „Untersuchungsprotokolle“ dem Zechenblatte erst recht den Titel: Fälscherin der öffentlichen Meinung eintragen. Es ist

# Organisierte Arbeiter, gedenket der streikenden Bergarbeiter!

## Seuilleton.

### Das schlafende Heer.

Roman von G. Diebia.

(Nachdruck verboten.)

„Ach, dieser zweite war jedenfalls ein Bettelbrief! Erst den andern! Dolechal riß das Siegel ab und warf dann das gerichtliche Schreiben hastig auf den Tisch: das sechste noch, mußte das auch heute gerade noch kommen?“

Eine gerichtliche Vorladung wars in Sachen der Anna Sierakowska, Witwe des Dorfmusikanten Wacław Sierakowski, wohnhaft zu Pocięcha-Dorf. Sie klagte auf eine lebenslängliche Rente, da sie durch die ihr am 20. November vergangenen Jahres zugefügte Körperverletzung an andauernder Betreibung ihres Gewerbes außer Stande gesetzt sei, laut Gutachten des Doktor. Jęgmunt Wolinski zu Miaszeczko.

Was möglich?! Jetzt kam die Ciotka mit einer Klage?! Dolechal sah sie an die Stirn. Da begegnete sein Blick dem Blick Helenens, und er lächelte. „Warum siehst du mich so besorgt an, mein Herz?“

Sie antwortete nicht. Er griff nach dem zweiten Brief, aber er öffnete ihn nicht. „Der hat Zeit“, sagte er nachlässig und steckte ihn ein. Aber kaum hatte seine Frau für Augenblicke das Zimmer verlassen, so riß er ihn in nervöser Hast aus der

Jeppentasche — da — da — natürlich wieder etwas! wieder las er, mit heißen Augen, die Zähne aufeinander gesetzt, was er heute morgen schon einmal gelesen hatte am Tor der Katarzynka. Fast denselben Inhalt hatte dieser Brief wie das Plakat: Schimpfworte, wahn sinnige Beschuldigungen einer getretenen, geknechteten Kreatur.

Die letzten Tage waren verstrichen seit dem Empfang des Drohbriefes, aber es war Dolechal, als hätte er ihn gestern erhalten.

In der Kreisstadt zankten sich sein Anwalt und der Rechtsbeistand der Witwe Sierakowska herum; ihm war es augenblicklich ganz gleichgültig, ob er verurteilt werden würde, arm würde es ihn ja noch nicht machen, der Ciotka eine Rente zu zahlen. Nur das fraß an ihm, daß er nicht wußte, woher er auch diesen Schlag erhalten hatte. Im Kopf des halbberückten Weibes war dieser Anschlag sicherlich nicht geboren, jemand hatte ihn ihr eingegeben — aber wer, wer?! Seine Gedanken irrten umher, suchten und fanden nicht. Und das regte ihn selbst auf.

Wenn er jetzt einund über seine Felder ging, allein, wie er es oftmals seit Jahren getan hatte, fühlte er sich doch nicht mehr allein und nicht frei auf seiner Flur — der Nachhall seines Trittes auf der Scholle erschreckte ihn. Ihn umlauerte etwas, was er nicht mit Augen sah, nicht mit Händen greifen konnte, und was doch da war. Wer machte das Plakat und den Drohbrief verfaßt haben?! Stand die Klage der Ciotka mit ihnen in Zusammenhang? Die Ciotka war der einzige Mensch, dem er Liebes getan, freilich wider Willen — aber geschrieben hat sie's doch nicht, sie konnte ja gar nicht schreiben. Diktirt vielleicht — wem?! Wem denn nur?! Dieses immertwährende

Denken darüber machte ihn ganz wirt. Alle Menschen, die er kannte, ließ er an sich vorbeipassieren, vom untersten Knecht an bis zum vornehmsten Besitzer, vom Nachbar links — dem Polen aus Chwaliborzycze — bis zum Nachbar rechts, Herrn Kestner aus Przychorowo. Mit einem gewissen Argwohn klammerte sich sein Geist an Garczynski: der war viel zu geschmeidig, um immer aufrichtig zu sein! Aber, nein — mit Unwillen gegen sich selbst wies er diesen Gedanken weit von sich — Garczynski war ein Edelmann, und ob deutscher oder polnischer, Adel bleibt Adel. Und dann — er schlug sich vor die Stirn — wie konnte er das vergessen, das: Durch dich bin ich elender geworden wie ein kriechender Wurm?! Das stimmte ja gar nicht zu Garczynski. Es war doch die Ciotka — nein, nein, sie wars doch nicht! Aber wer — wer?! In tollem Wirbel drehten sich die Gesichte um ihn: Bürger und Bauersleute, Städter und Dörfler, Förster und Inspektor — auch nicht einer war unter ihnen, bei dem er hätte rufen können: der ist's!

Er hatte unruhige Träume. Und wie er sich auch gegen die Niedergeschlagenheit sträubte, die ihn gleich beim Erwachen überkam, sie bestiel ihn doch.

In den Weiden um den Dusch im Niemczyer Acker zeigten sich die ersten Säbchen, die man weißen läßt am Palmsonntag; auch die erste Perle ließ sich hören am Feldrain, und grüner sähen die Winterjaat zu grünen. Ein Ostern war im Nahen, ein Auserstehen aus Winterdunkel, aber der Deutschhauer Herr schritt mit gesenkter Stirn über seinen Acker, und seine Füße wurden kalt und naß von den getauten Schneelachen, in die er achlos trat.

Ob Scheffel fuhr auf Niemczyce zu. Vor der Kartwoche war er immer auf der Lou, denn zu Ostern asen